

hat, wie Krasis, Elision, metrische Zerdehnung (denen Landfester keine einheitliche Funktion zuschreiben mag) und auch solche, die in Schulausgaben vage unter „Sprachliche Besonderheiten“ aufgeführt werden, sei es die Dialektmischung bei Homer oder Pindar, die „den Kunstcharakter der Sprachen“ erhöht (S. 61), seien es die Archaismen bei Sallust, ferner solche, die sonst eher einer linguistischen als einer stilistischen Betrachtung unterzogen werden wie die Wortbildung (dabei haben das Suffix -οσύνη erkennbar ästhetische Funktion, das Suffix -ότης ist Kennzeichen der Fachsprache u. a.). Damit ist aber nicht jedes beliebige Ausdrucksmittel auch Stilmerkmal eines Textes oder einer Textgruppe: Stilmerkmal kann nur eine Sprachform werden, die nicht in allen Texten oder Textgruppen üblich ist, die wiederholt und die mit ähnlichen Mitteln kombiniert wird; das Ästhetische als Abweichung von der Standard- und Umgangssprache ist nicht notwendiges, aber doch wichtiges distinktives Merkmal.

Eine Anmerkung zu einem untergeordneten, aber äußerst merkwürdigen Punkt (S. 9 bzw. 12) sei hier eingefügt: Landfester behauptet, dass griechisch *eu* und lateinisch *eu* als *oi* ausgesprochen worden seien, und beruft sich dafür auf Allens *Vox Graeca* bzw. *Latina* und auf Schwyzer und Leumann. Beides ist natürlich falsch. Die Diphthonge klangen wie eine Verbindung von *e* und *u*, und die genannten Autoren schreiben auch nichts anderes. Die Herkunft des Irrtums ist mir rätselhaft.

Für den Schulunterricht ist der wichtigste Teil einer solchen Einführung die systematische Darstellung der einzelnen Stilformen. Sie ist untergliedert in Stilformen auf der Ebene der Phone-me, der Morpheme, der Wörter und Wortarten, des Satzes und des Textes (wobei es bei letzterem vor allem um Formen der Textkohärenz geht), jeweils wiederum unterteilt in paradigmatische Formen, d. h. Ergebnisse der Auswahl aus äquivalenten Möglichkeiten des Sprachsystems (statt „Achilleus kämpft tapfer“ ist möglich „wie ein Löwe“; die antiken Tropen gehören hierzu) und syntagmatische Formen, d. h. Ergebnisse aus der Kombination mindestens zweier sprachlicher Zeichen (ähnlich wie die antiken Figuren). Da-

bei wird deutlich, dass Landfester nicht etwas anderes geben will als die tradierte, auf die Antike zurückgehende Rhetorik, sondern sie in eine neue, umfassendere Systematik integriert. Vollständigkeit strebt er, dies auch angesichts der vielfältigsten Ausdrucksmöglichkeiten jeder Sprache, nicht an.

Etwas Wichtiges gerade für den Unterricht hat Landfester darüber hinaus geleistet: wo immer derlei sich ausmachen lässt, hat er versucht, nicht nur die Stilmittel zu definieren, sondern auch ihre jeweilige Leistung bzw. Wirkung zu beschreiben. Hilfreich hierfür sind die Klassifikationen, die er in der Einleitung genannt hatte: Bühlers Grundfunktionen der Sprache: Darstellungsfunktion, Ausdrucksfunktion und Appellfunktion, denen Landfester die poetische oder ästhetische Funktion hinzufügt, und die Subsysteme wie Standardsprache, Umgangssprache u. a. Sie ermöglichen häufig eine sehr viel genauere Beschreibung, als sie im Unterricht üblich ist - man lese z. B. was Landfester S. 103f. zum Polyphton schreibt - , und sie machen den Schülern plausibel, dass rhetorische Figuren (wenn man den Ausdruck denn weiterhin benutzen will) mehr sind als nur Lernmaterial für Klausuren.

HANSJÖRG WÖLKE

*Luck, Georg: Die Weisheit der Hunde. Texte der antiken Kyniker in dt. Übers. m. Erl. Stuttgart: Kröner 1997. XVIII, 585 S., 48,00 DM (Kröners Taschenausgabe. 484; ISBN 3-520-48401-3).*

Haben die Kyniker überhaupt eine Schule begründet? Man hat gemeint, der Kynismus sei eher eine Lebensform als eine theoretische Philosophie, ja sei geradezu theoriefeindlich gewesen. Tatsächlich hat es ja weder eine Schule an einem bestimmten Ort wie die Akademie, den Peripatos oder den Garten gegeben noch waren die Kyniker überhaupt in irgendeiner Weise ortsgebunden. Ihre Werke waren unterschiedlichster Natur: die Diatribe ist wohl eine von ihnen begründete Literaturgattung, Menippos transportierte mit der nach ihm benannten Form der Satire kynisches Gedankengut, Phoinix' Choliamben (deren Fragmente Luck nicht abdruckt) klingen kynisch, Dion von Prusa charakterisierte kynisch-stoische Haltung in seinen Wanderpredigten.

Und so hat es auch, wer sich mit den Kynikern abseits wissenschaftlicher Interessen, aber doch etwas tiefer eindringend beschäftigen will, nicht einfach. Nicht einmal die griechischen Texte sind in einer Ausgabe, vergleichbar etwa Diels-Kranz' Vorsokratikern oder von Arnims Stoikern, versammelt. Viel findet man in Giannantonis Sammlung der Sokratiker, die vor rund 15 Jahren erschienen ist. Aber vor allem von den späteren Kynikern, von den Anacharsisbriefen, von Demetrios, Demonax, Oinomaos u. a. muss man sich die Texte mühselig zusammensuchen. Oder vielmehr musste: denn jetzt hat Georg Luck, seit langem fern seinem Geburtsort Bern Professor an der Johns-Hopkins-University in Baltimore, eine umfangreiche Sammlung von Quellen und Fragmenten in (offenkundig nicht selten erstmaliger) deutscher Übersetzung und mit recht ausführlicher (ca. 100 S.) Kommentierung vorgelegt. Nicht alles, was von Kynikern überliefert ist, hat er aufgenommen, wie z. T. schon oben angedeutet wurde - wie wäre das auch bei Dion von Prusa möglich gewesen? Weiteres, was im Gegensatz allzu bruchstückhaft überliefert ist, wie die Angaben über Salustios, den letzten Kyniker (nicht zu verwechseln mit dem Neuplatoniker) fehlt ebenso. Anderes von Autoren, die zwar keine Kyniker waren, aber wichtiges Quellenmaterial liefern, wie Epiktets Darstellung des Kynismus, Lukian oder auch Kaiser Julian, ist dafür enthalten.

Und Luck versucht, in seiner Einleitung durchaus eine kynische Lehre zu rekonstruieren. Das Monopol der Ethik, der Verzicht auf die anderen Disziplinen der Philosophie ist deutlich. Das höchste Ziel dieser Ethik sei die Freiheit im weitesten Sinne und die höchste Tugend sei die Vernunft gewesen, demzufolge ein Hauptanliegen die Ausrottung der Leidenschaften, insbesondere der fleischlichen Begierden. Die Stoa sei zunächst in gewisser Hinsicht ein gemäßigter Kynismus gewesen. Unerwartet sind sowohl inhaltliche als auch formale mögliche Beziehungen von Bion über Menippos zum Buch Prediger Salomonis oder Jesus Sirach, und als ein Kuriosum bezeichnet es auch Luck, dass es mit Peregrinos Proteus und Maximus Heron Christen gab, die sich auch zum Kynismus bekannten.

Lucks Werk ist gut geeignet, eine antike philosophische Richtung, die für uns Heutige gewöhnlich nur durch Diogenes repräsentiert wird und in Darstellungen der hellenistischen Philosophie meist ein Mauerblümchendasein fristet, wieder ins Licht einer breiteren Allgemeinheit zu rücken. Ich gestehe einzig, dass ich (obgleich die neue Rechtschreibung die Trennung von st erlaubt) doch mit der Trennung Antis-thenes meine Probleme habe.

*Zimmermann, Bernhard: Die griechische Komödie. Düsseldorf, Zürich: Artemis & Winkler 1998. 274 S. 49,80 DM (ISBN 3-538-07069-5; Lizenzausgabe Wissenschaftliche Buchgesellschaft 39,80 DM).*

Bernhard Zimmermann, Ordinarius in Freiburg i. Br. und bereits hervorgetreten durch einen ähnlichen Band zur griechischen Tragödie (Artemis Einführungen 1986. 1992<sup>2</sup>), legt hier eine entsprechende, jedoch ausführlichere Darstellung der griechischen Komödie vor. Ihre Zielgruppe ist offenkundig, ebenso wie seinerzeit, ein breites Publikum, das des Griechischen nicht mächtig ist. Die (zahlreichen) Zitate werden grundsätzlich nur in Übersetzung gegeben, und Begriffen, die Zimmermann nennt, stellt er fast ausnahmslos die Umschrift an die Seite. Auf die Forschungssituation reagiert er nur selten explizit, und das meist in verhaltenen Nebensätzen.

Nach einer ausführlichen Einleitung, in der außer der Textüberlieferung das Verhältnis von Gesellschaft und Komödie, die Aufführungsbedingungen, Form und Themen der Komödie behandelt werden, orientiert sich Zimmermann weitgehend an der Chronologie. Aristophanes' Komödien im einzelnen ordnet er allerdings nach Themen, und so kommt es, dass z. B. Teile der „Acharner“ unter der Überschrift „Krieg und Frieden“ und andere unter „Trygodia oder die ungleichen Schwestern“ (in der es um die Tragödienparodie geht) auftauchen.

Wie es nach seinem dreibändigen Werk über Form und dramatische Technik der Komödien von Aristophanes (der erste Band als Dissertation) zu erwarten stand, weiß Zimmermann besonders hier den Leser zu fesseln. Es beeindruckt aber auch die vielfachen fast wörtlichen Parallelen in der